

Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Monika Maron

Bitterfelder Bogen



Preis € (D) 18,95 € (A) 19,50 sFr. 33,90 (UVP)

352 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-048828-2

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Schon an der Autobahnausfahrt nach Bitterfeld-Wolfen wird der Unkundige eingewiesen: ein schwarzer Pfeil auf weißem Grund und der verheißungsvolle, auf eine wundersame Erfolgsgeschichte verweisende Name: Solar Valley. Kurz darauf, neben der Landstraße, ein weites Feld mit leuchtend blauen Solarmodulen, wie dem Acker entwachsen, auf dem sie in dichten Reihen stehen. Die Wegweiser am Kreisverkehr zeigen nach Bitterfeld und Wolfen, nach Greppin, Thalheim und noch einmal zum Solar Valley.

Fährt man in Richtung Thalheim, kreuzt man die Guardianstraße, wo ein sechsstöckiges Haus, in dessen aus Solarzellen gestalteter Fassade ein großes Q eingelassen ist, vom Ursprung des Solar Valley kündigt: Q wie Q-Cells. In der Guardianstraße stehen die ersten Q-Cells-Gebäude, errichtet 2001, als niemand

damit rechnete, dass man schon bald mehr Platz, viel mehr Platz brauchen würde, als auf diesem bemessenen Terrain zu haben war. Das eigentliche Solar Valley, ein inzwischen dreihundert Hektar großes Areal, an dessen Rändern Bagger und Kräne schon das nächste Bauland bereiten, liegt an der Sonnenallee, ein oder zwei Kilometer von der Guardianstraße entfernt.

Bei meinem ersten Besuch aber ließ ich Guardianstraße und Sonnenallee links liegen und fuhr geradeaus nach Bitterfeld. Ich hatte ein Bild im Kopf, ein schwarzes, verrostetes, rostfarbenes, dreißig Jahre altes Bild.

Ich fuhr durch die Zörbiger Straße, die am großen Werktor vorbeiführt, vorbeigeführt hat, damals, als das Werk noch CKB hieß: Chemiekombinat Bitterfeld. Die Straße gibt es noch, das Tor auch, aber jetzt ist es einer von vielen Eingängen zum Chemiepark Bitterfeld-Wolfen, der in die Areale A bis E gegliedert ist und beherbergt, was vom Chemiekombinat, der Filmfabrik Wolfen und allem anderen übriggeblieben und was in den letzten zehn Jahren dazugekommen ist.

Links und rechts der Straße suchte ich nach Vertrautem. Wo war das Schwimmbad, dem die Landschaftsgestalter damals einen himmelblauen Anstrich verordnet hatten, in Ermangelung eines himmelblauen

Himmels? Wo war der Konsum, in dem sie mir erzählt haben, dass die Leute hier am liebsten weiße Pullover kaufen? Schwarz und verrußt war nichts mehr, die Häuser gestrichen oder mit Sandstrahl gereinigt, die Rohrbrücken über der Straße nicht mehr rostig, sondern auffallend farbig in Gelb und Türkis. Nur der Kulturpalast stand in unverkennbarer Eindeutigkeit da, wo er auch in meiner Erinnerung hingehörte. Sonst fand ich nichts oder konnte mich nicht erinnern, nach mehr als dreißig Jahren, in denen mich nichts hierher gezogen hat, obwohl ich damals mit dieser Stadt ein Bündnis eingegangen war, das mein Leben verändert hat. Nur einmal war ich noch hier, ich glaube, es war im April 1990. Man hatte mich zu einer Lesung eingeladen, eine Frau aus Greppin schenkte mir die ersten Frühlingsblumen aus ihrem Garten, und ich habe den Mann wiedergetroffen, der mein Modell war für den Heizer Hodriwitzka und an den ich oft denken musste, weil ich ihn in meinem Buch an einem Unfall hatte sterben lassen und mich die kleine abergläubische Furcht, ich könnte so ein Unglück herbeigeschrieben haben, nie ganz verlassen hatte. Es ging ihm gut, von meinem Buch wusste er nichts. Ich habe es ihm geschenkt, vielleicht hat er es gelesen.

Später hat mir jemand erzählt, die Bitterfelder seien nicht mehr gut auf mich zu sprechen, weil sie glaub-



Zörbiger Straße. Bitterfeld



ten, ich hätte zum schlechten Ruf ihrer Region beigetragen und damit die Investoren vergrault. Ich weiß nicht, ob mehr als ein Bitterfelder das gesagt hat und ob mein Interesse ohne diese Mitteilung größer gewesen wäre. Jedenfalls bin ich nie wieder hingefahren. Selbst als mein Freund, der Architekt Andreas Hierholzer, mir von den Solarfabriken erzählte, die er in Thalheim baut, regte sich in mir nichts. Dabei liegt Thalheim etwa fünf Kilometer vor Bitterfeld und gehört seit dem Sommer 2007 überhaupt zur Stadt Bitterfeld-Wolfen, wie die Orte Hohenweißig, Greppin und Rödgen auch.

Fast ein Jahr lang hörte ich immer mal wieder die Geschichten über Reiner Lemoine, Dagmar Vogt und Anton Milner, über den Thalheimer Bürgermeister Kressin, über den Börsengang von Q-Cells, ohne dass in mir das Bedürfnis erwacht wäre, das irgendwie zu meiner Sache zu machen. Schon der Gedanke, mir in meinen eigenen Fußstapfen hinterherzulaufen, war mir zuwider. Bis zu diesem Abend, an dem Andreas Hierholzer wieder einmal mit visionärer Leidenschaft von den Engländern, Australiern, Amerikanern und Deutschen erzählte, die auf dem Acker von Thalheim ihr Solar Valley bauten. Vielleicht war seine Begeisterung an diesem Abend besonders suggestiv, vielleicht war ich auch nur empfänglicher, jedenfalls war es dieser Abend, an dem ich plötzlich dachte, dass ich mir

ja gar nicht selbst hinterherlaufen, sondern mir mit all diesen Engländern, Australiern, Amerikanern und Deutschen, mit Andreas, Dagmar und Anton von der anderen Seite, aus der Zukunft, entgegenkommen würde.

Eigentlich hat diese Zukunft vor mehr als dreißig Jahren begonnen, ungefähr zur gleichen Zeit, als ich zuerst einige Reportagen über Bitterfeld schrieb und kurz darauf ein Buch, in dem ich mir vorstellte, was wohl geschehen wäre, hätte ich in meinen Reportagen die ganze undruckbare Wahrheit über das Gift und den Dreck in dieser Stadt geschrieben.

Damals, Mitte der siebziger Jahre, versammelte ein angehender Ingenieur namens Reiner Lemoine an der Technischen Universität in West-Berlin ein paar Gleichgesinnte, alle entschiedene Gegner von Atomkraftwerken, und gründete mit ihnen, ganz im Geist der Zeit, ein sozialistisches Ingenieurskollektiv, das sich den Namen Wuseltronik gab und Messgeräte mit den Namen Wumm und Wuwickel produzierte.

Zwischen meinem Arbeitsplatz im Berliner Verlag am Alexanderplatz und Lemoines Wuseltronik in der Universität lagen sechs Kilometer, eigentlich ein gerader Weg über die Karl-Liebknecht-Straße, die erst zu Unter den Linden wird und dann zur Straße des 17. Juni, am Brandenburger Tor aber durchtrennt

wurde von der Mauer, die unsere Welten, auch die Wirtschaftswelten, voneinander schied. Während das Sozialistische Ingenieurskollektiv gegen Atomkraftwerke kämpfte, schrieb ich gegen ein veraltetes, rußspeiendes Kohlekraftwerk an und wäre über ein Atomkraftwerk in Bitterfeld, das den Bewohnern die täglichen hundertachtzig Tonnen Flugasche erspart hätte, sicher froh gewesen.

Reiner Lemoine, Jahrgang 1949, studierte Luft- und Raumfahrttechnik und soll damals ein bißchen ausgesehen haben wie John Lennon. Wer über ihn spricht, kommt ohne die Wörter genial, verrückt, visionär offenbar nicht aus. Ich habe ihn nicht mehr kennengelernt, und alles, was ich über ihn sagen kann, habe ich mir erzählen lassen. Ein Maniak war er, ein Träumer, der seinen Traum der Wirklichkeit aufgezungen hat, bekennender Marxist und Kettenraucher, Menschenfreund und Arbeitsenthusiast, der gelebt hat wie eine Kerze, die von zwei Seiten brennt; so hat man ihn mir beschrieben.

Es waren die Jahre der großen Proteste, der Teach-ins, Sit-ins, der Demos und der Hausbesetzer. Lemoine und seine Freunde, nicht nur Atomkraftgegner, sondern eben auch Ingenieure, fanden, es genüge nicht, immer nur dagegen zu sein; man müsse auch etwas tun. Der Name Wuseltronik bezeugt beides, die chaotisch-fröhliche Atmosphäre dieser Jahre und das

ernsthafte Vorhaben. Wuseltronik bedeutet Wind- und Sonnenelektronik, Wumm heißt Wu-Messmodul und Wuwickel Wu-Windklassierer.

Die vierte Etage eines besetzten Gewerbekomplexes in Kreuzberg bot den Arbeits- und Lebensraum für das Kollektiv, das nicht weniger wollte, als die Welt verbessern. »Scheiß auf den Kommerz. Lass uns was Richtiges machen«, heißt ein vielzitiertes Satz von Reiner Lemoine. Die Belegschaft wechselte, manche blieben nur zwei oder drei Jahre und suchten sich dann einen ordentlichen Arbeitsplatz, andere entschädigte die Lust, das Richtige zu tun, lange für Sicherheit und Geld. Am längsten blieb Clemens Triebel, den ich in einem Schöneberger Lokal treffe. Seit 1985 gehörte er zu Wuseltronik, bis 1996, als Lemoine, Triebel und andere die Firma Solon gründeten. Clemens Triebel wirkt jünger, als er sein kann: schmal, eine rote Sportjacke, Jeans und Turnschuhe, wenn ich mich richtig erinnere. Nichts deutet darauf hin, dass er inzwischen ein erfolgreicher und wohlhabender Unternehmer ist.

Er erklärt mir, wie Wuseltronik funktionierte: jeder bekam das gleiche Geld, Entscheidungen wurden nach dem Vetoprinzip getroffen. Die Finanzierung funktionierte wie ein Perpetuum mobile; die Entwicklung der Projekte wurde aus den Projektmitteln bezahlt. Für einen Ingenieur konnten sechstausend

Mark veranschlagt werden, davon wurden viertausendfünfhundert für die Entwicklung des jeweiligen Auftrags verwendet und bildeten das Eigenkapital, der Rest floss in die Lohnkasse.

Das Leben in der vierten Etage des Gewerbekomplexes sei so chaotisch wie effektiv gewesen, sagt Triebel. Wenn die Arbeit keine Zeit für die Familien ließ, kamen Frauen und Kinder eben in die Fabrik. Zwischendurch fuhren sie nach Brokdorf oder Gorleben, um zu demonstrieren.

Ich habe immer vermutet, dass mein Buch ›Flugasche‹ seinen Erfolg nicht zuletzt dem Kampf gegen das Kernkraftwerk Brokdorf verdankte. Die Stadt B., bei mir Bitterfeld, stand im Westen für Brokdorf. Dass es in meinem Buch um ein Braunkohlekraftwerk ging, spielte in der Hitze des Gefechts wahrscheinlich keine Rolle. ›Flugasche‹ wurde Mitte Februar 1981 ausgeliefert, und die erste große Demonstration in Brokdorf, an der hunderttausend Menschen teilnahmen, darunter ganz sicher auch das Sozialistische Ingenieurskollektiv, fand am 28. Februar 1981 statt.

Clemens Triebel erzählt von den zwei kleinen Windrädern, die sie damals zur Erprobung ihrer Messgeräte betrieben, und ich sage, dass ich Windräder hasse, weil sie im Namen des Umweltschutzes die Umwelt okkupierten und die Menschen, vor deren

Augen es sich drehe, wohin sie auch blickten, davon allmählich verrückt würden.

Windräder in der Nähe von Menschen hasse er auch, sagt Triebel, aber es gebe genügend Orte auf der Welt, wo tausend Windräder stehen könnten, ohne jemanden zu ärgern. Wenn dieses scheißnationale Denken nicht wäre. Man könnte irgendwo ein Stück Wüste kaufen, wo nichts wächst und niemand leben kann, und dem Land, dem die Wüste gehört, könnte man von dem Strom etwas abgeben, so dass jeder was davon hätte.

Unter diesen Umständen würde ich meinen Hass auf die Windräder aufgeben, sage ich, und jetzt würde ich gerne rauchen, hielte es aber für einen Angriff auf meine Menschenwürde, wenn ich dafür vor die Tür gehen müsste. Clemens Triebel sagt, er würde mitkommen und auch rauchen. Es ist kalt. Wir erhitzen uns an unserer Empörung über den inquisitorischen Eifer, mit dem Raucher sogar aus Kneipen verbannt werden. Kreative Menschen haben immer irgendeine Sucht, sagt Triebel.

Hat Lemoine geraucht?

Der hat geraucht, und der hat getrunken, auch als er von dem Hirntumor wusste. Es kommt doch nicht unbedingt darauf an, dass man lange lebt, sondern dass man sein Leben richtig lebt.

Wir sind uns einig, dass Leben mehr sein muss als



Denkmal der Chemiarbeiterin. Bitterfeld



atmen und dass wir diese fitnessbesessene, gesundheitsfanatische, mit Wasserflaschen bewehrte, reinheitssüchtige Welt, in der uns zu jedem Stück Fleisch, zu jedem Glas Wein und jeder Zigarette auch gleich fünf Krebsarten angedroht werden, gelinde gesagt, abschreckend finden. Ein Hauch der siebziger Jahre weht für den Augenblick durch Schöneberg.

Ende der Achtziger, sagt Triebel, hat Wuseltronik mit der Solartechnik angefangen, das hat damals noch niemand gemacht, und weil ihnen für bestimmte Vorhaben oft die Module fehlten, gründeten sie 1996 die Solon AG und produzierten die Module selbst. Geld verdient haben sie damit nicht, und hätte nicht ein Mäzen, ein Sohn des Wella-Konzerns, immer mal wieder für sie gebürgt, wären sie vermutlich untergegangen. Ihren Mäzen haben sie mit Aktien bezahlt, die damals wohl eher als Hoffnungswährung gelten konnten. Allerdings hat sich diese Hoffnung erfüllt, auch für den Mäzen, der, wäre er nicht schon ein reicher Mann gewesen, damit einer geworden wäre. Ist doch schön, wenn sowas sich auszahlt, sagt Triebel.